

Erzählung von Max Böckl.

Die „Seeschwalbe“ lag still, schlief herab ihren Segel. Am Bollwerk standen müde die Matrosen und pfiffen leise in der Richtung nach Nordwärts.

Es war nur eine kleine Schaar bevorzugter Menschen, welchen die Annehmlichkeit des Sonnenlichtes zu Theil wurde: die große Masse der Auswanderer betohnte das Zwischendeck, welches kein Zeltbad hatte. Hier sah man aufgespannte Sonnen- und Regenschirme und sonst allerlei Vorrichtungen zur Schattenbildung.

Man und blendend wie ein Spiegel, der elektrisches Licht zurückstrahlte lag das Meer in stiller Unbeweglichkeit da, und es wäre um diese Zeit wohl Niemand an Deck gewesen oder geblieben, wenn nicht tief im Südsen die zart umrissten Höhenzüge der australischen Küste am Horizont erschienen wären und wenn dieser heutige nicht ein ganz besonderer Tag gewesen wäre, nämlich der letzte Tag im alten Jahre!

„Schade,“ sagte eben ein eleganter, junger Mann mit sonnengebräunten Zügen zu dem neben ihm stehenden Capitän, „schade, daß uns gerade hier solche Windstille besessen mußte! War es schon eie genug, den Weihnachtsabend an Bord verleben zu müssen, so war es noch ärgerlicher, angeführt der Küste festzuliegen und das neue Jahr in dieser Todesstille an sich heranwachen zu sehen. Ich muß nun doch wünschen, meine medizinischen Studien in England statt in Ihrem Deutschland gemacht zu haben. Ich wäre dann wohl nicht in die Lage gekommen, ein Segelschiff zur Heimreise benutzen zu müssen.“

„Wer weiß, wozu es gut war, Herr Sanders,“ sprach lächelnd der Capitän. „Sie hätten ja auch einen Dampfer benutzen können.“

„Sie meinen —?“ sagte der junge Mann zerküsst, während er sein Opernglas auf eine Gestalt des Zwischendecks richtete, die seinen erst unter der Masse der Auswanderer aufgetaucht war und nun einsam am Bollwerk lehnte.

„Nun, warum nicht?“ fuhr der Capitän in gemüthlichem Tone fort. „Ein Mann wie Sie, der einzige Sohn und Erbe eines der reichsten australischen Herdenbesitzer, der kann doch ganz dem Lande ziehen. Freilich, wenn es so arm ist, wie die junge Dame da, auf der Sie eben Ihr Auge ruhen lassen, dann hat man keine Wahl. Da ist das Zwischendeck eines Segelschiffes noch ein ganz willkommener Aufenthalt.“

Fast erschrocken richtete Herr Sanders sein Glas sofort auf einen Punkt am Horizont, während eine dunkle Röthe in seinem Gesicht aufstieg. Er blinzelte wohl nur deshalb so angestrengt nach der Küste, die noch immer in nebelgrauer Ferne lag.

„So — Sie meinen Miß Berger sei sehr arm?“ fragte er belommen.

„Ah, Sie kennen ihren Namen bereits!“ rief der Capitän in leichter Verstimmung, während sein blaues Geronnenauge ernst und forschend auf dem Gesicht des jungen Engländers ruhte.

„Ja, arm und verlassen,“ beantwortete er des Andern Frage. „Auf meine Vorstellungen hin hat der Knecht ein Einsehen gehabt und ihr vom Fahrpreise etwas abgelassen, sonst schwännte sie wohl heute nicht hier mit uns der neuen Heimath zu.“

„So, das haben Sie gelhan?“ sprach Sanders mit Wärme. „Das ist schon von Ihnen.“

„Rechtspflicht!“ warf der Capitän leicht hin. „Außerdem,“ fuhr er mit stärkerer Betonung fort, „habe ich der jungen Dame während ihres Aufenthaltes an Bord meinen Schutz zugesichert.“

Der junge Mann nickte verständnisvoll.

„Sehr recht — und drüben?“

„Drüben,“ rief Sanders, „wird Prädulin Berger unter dem Schutze ihrer Keimbild und Bildung stehen, und ich zweifle nicht, daß dieser Schutz immer stark genug sein wird, um sie vor Verleumdung und Entwürdigung zu bewahren.“

Die Worte waren mit einer solchen Bestimmtheit gesprochen, daß man eine Absicht unsicher herausfinden konnte. Es klang fast wie eine Warnung.

Der Andern schüttelte den Kopf.

„Sie mißverstehen mich, Capitän,“ sagte er. „Ich meine, was die junge Dame drüben beginnen wird?“

„Nur Untertrick geben.“

„Und warum nach Australien?“

Der Capitän suchte die Antwort.

„Man thut drüben ja Manches, dessen man in Deutschland sich schämen würde.“

In diesem Augenblick trat der wachhabende zweite Steuermann heran und machte dem Capitän eine Meldung, welche sofort dessen ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er folgte dem Steuermann nach dem Zwischendeck.

Alfred Sanders blieb in Gedanken zurück.

Er war von Australien nach Deutschland gereist, um Medizin zu studieren, das hatte er sich vorgenommen, aber von Deutschland nach Australien zu kommen, um Klavier-Unterricht zu geben, das war so unlogisch, er konnte es nicht fassen.

Einmalig, er konnte es nicht fassen. Da hinter steckte wohl noch etwas anderes.

Es war nicht das erste Mal seit der mehrmonatigen Reise, daß der junge Mann sich so ernste Gedanken über das Schicksal einer ihm gänzlich Fremden hingab, und nicht zum ersten Mal stieg so mancher böshche Verdruß in ihm auf, der sich gegen den Charakter dieses selten schönen Mädchens richtete. Freilich, wenn man ihr in die Augen blickte, sie sprachen hörte, dann schwand einem jeder böse Gedanke aus der Seele. In diesen Augen lag eine Welt voll Unschuld und Herzengüte; im Uebrigen zeigte Marie Berger sich verschlossen und jeder Annäherung abhold.

Das hatte ganz besonders Alfred Sanders erfahren müssen, der von Anfang an ein hartes Interesse für die schöne Unbekannte empfunden und — was aber Niemand hier wußte — sich zur Reise mit der „Seeschwalbe“ erst entschlossen hatte, als er bei einer ersten, zufälligen Begegnung mit der jungen Auswanderin in Hamburg zugleich deren Reisesitz erfuhr. Marie Berger hatte gerade ihn mit einer gewissen vornehmten Kälte behandelt und war jedem Alleinsein mit ihm sorgfältig ausgewichen. Um so enger hatte sie sich von Beginn der Reise her an einen Menschen geschlossen, auf welchen Sanders schon immer mit Mißtrauen und heimlichem Abscheu geblickt hatte.

Auch jetzt war jener Oswald Fernau zu ihr getreten, die noch immer einsam am Bollwerk lebte, und hatte ihr heimlich eine Mitteilung gemacht, die sie sehr zu erschrecken schien. Er hatte dabei verhehelt nach dem Zwischendeck eingang geschickt, in welchem hohen Capitän und Steuermann verschwunden waren. Auch das junge Mädchen blickte jetzt ängstlich dorthin, aber Fernaus Gesten und Mienspiel schienen anzudeuten, daß er ihre Besorgnisse zerstreute und sie ermunterte, die Sache leicht zu nehmen.

Wäre Sanders dorthin nicht so angelegentlich mit seinen Gedanken an Frau Berger beschäftigt gewesen, dann würde er ohne Zweifel gehört haben, was der Steuermann dem Capitän mit halbblauer Stimme und in großer Erregung meldete. So war es ihm entgangen.

Es mußte schon ein ungewöhnlicher Vorgang sein, der den Capitän veranlaßte, das Zwischendeck zu betreten.

Der junge Mann war zu gut erzogen, um Neugierde zu bekunden. Ihn ärgerte nur das Befremden der schönen Deutschen mit jenem unlagbar gewöhnlichen und, wie es Sanders schien, wolle, brutalen Mann, der gleich ihr, das düstere, unsaubere Zwischendeck bewohnte. Er konnte diesen Anblick nicht länger ertragen und stieg in seine Kabine hinab, wo er sich einschloß.

Bei der Mittagstafel in der großen Kajüte geschah es zum ersten Mal, daß der Capitän sich verpödete. Es waren daher alle gezwungen, zu warten, da es ein allhergebrachtes Recht der Schiffscapitäne ist, der Tafel zu präsidiren.

Endlich kam er, nur mit einem stüchtigen: „Entschuldigen Sie!“ seinen Platz einzunehmen. Man sah es ihm an, er war überdient und erregt, versuchte aber, seine Kapitänspassagiere, die er gewohnheitsmäßig mit großer Artigkeit behandelte, das nicht merken zu lassen.

Bald wurde das zuerst etwas einsilbige Gespräch allgemein, und natürlich drehte es sich um drei Dinge, welche jetzt allein noch interessiren konnten: die Nähe der australischen Küste, die Ausfichten auf Wind und Südweststurm. An Bord der „Seeschwalbe“ wurde dieselbe mit Punsch und Pfannkuchen begangen, ganz wie in Deutschland.

Im Zwischendeck wurden wir, wie ich höre, sogar einen Spießball haben,“ sagte eben schmunzelnd ein älterer Herr. „Nun, Capitän,“ wandte er sich an diesen, „Sie waren ja lange genug unten, wie sind die Vorbereitungen ausgefallen?“

Auch Sanders hatte längst von diesem projektirten Spießball im Zwischendeck reden hören, und die Aussicht darauf war für ihn eine Quelle des stillen Glüdes gewesen. Rathselich waren alle Kapitänspassagiere eingeladen, und er hatte es sich so schon ausgemalt, dann vor aller Welt die heimlich geliebte an sein Herz nehmen und von ihren Armen umschloß, durch den mit Pfannkuchen geschnittenen Zeitraum fliegen zu können.

„Om — daraus wird nun wohl Nichts werden,“ sagte der Capitän drohend, „dann!“ Er brach kurz ab und fuhr in freundlicherem Tone fort: „Aber Punsch und Pfannkuchen — die sollen Sie haben. Wir hier wollen uns wenigstens die gute Laune nicht trüben lassen.“

In diesen Worten, das merkte sofort ein Jeder, lag noch etwas Besonderes, ein verhehelter Sinn, und von allen Seiten bedrängt, verstand sich der Capitän, aber nur widerstrebend, zu einer Erklärung.

Im Zwischendeck war an diesem ereignisvollen letzten Tage im Jahre ein großer Diebstahl entdeckt worden. Man konnte nicht sagen, ob er erst heute oder schon vor einiger Zeit ausgeführt worden war. Entgegen der wohlgemeinten Warnung der Knecht, alles Geld und Geldwerthe dem Capitän zur Aufbewahrung zu übergeben, hatte ein übermüthiger, bauerlicher Zwischen decks-Passagier sein fauer erworbenes, nicht unbeträchtliches Vermögen, mit dem er sich drüben in Australien hatte anlaufen wollen, in seiner Matratze verhehelt gehalten. Es bestand in

einem Bündel australischer Banknoten, drüben gültiger Ein- und Fünf-Pfundnoten, deren Nummern er nicht notirt hatte.

Jetzt, Angesichts der Küste und der nahe bevorstehenden Landung hatte er zum ersten Mal wieder nach seinem Schatz gegriffen, um ihn in seiner Brusttasche zu verbergen, und nun war er fort. Der Dieb mochte den Vermissen einmal belauscht haben, wie er sich unbeschadet wußte, und so war er hinter das Versteck gekommen.

„Nun ist der arme Mann gänzlich mittellos,“ schloß der Capitän seinen aufregenden Bericht und Alle äußerten über heucheln wirkliche Theilnahme an seinem Verlust. Alle fühlten sich bedrückt und niedergeschlagen, und darum, meine Herrenschaften, werden wir heute keinen Spießball haben.“

Alfred Sanders war gleich bei den ersten Worten des Capitäns der Bissen im Munde fest geblieben. Er war freudlos geworden. Vor seinen Augen stand das Bild der schwer erschröckenen Marie Berger, als ihr Fernau leise und heimlich Mitteilung von dem Borgefallenen gemacht, und wie er dann bemüht gewesen, ihre Besorgnisse hinwegzulassen. Er wußte jedenfalls, in welchem hohen Ansehen sie bei dem Capitän stand und daß auf sie sein Versteck fallen würde. Vielleicht war es das, was er ihr sagte, als Sanders voll Unmuth das Deck verließ, um in seine Kabine hinauszugehen.

Eben sagte eine Dame: „An Bord eines Schiffes sollte man dergleichen gar nicht für möglich halten. Da beobachtet doch immer einer den Andern, und was die Verstecke anbetrifft, die müßten doch von Japen Leuten zu erforschen sein.“

Der Capitän schüttelte verneinend den Kopf.

„Sie irren,“ sagte er, „wir haben ja gleich Alles durchsucht, aber —“

In diesem Augenblick stieg der wachhabende erste Steuermann hoffig den Kopf zu geöffnetem Glasdach hinein, schrie etwas Unverständliches hinab und eilte fort.

Ohne ein Wort weiter sprang der Capitän in großer Erregung von seinem Sitze auf und rannte ohne Kopfbedeckung nach oben. Bald im gleichen Augenblick entwand an Deck ein tolles Laufen, Rufen, Pfeifen und Schreien, das etwas Unheimliches an sich hatte.

Kathlos sahen die Passagiere sich einander an. Dann eilten auch sie nach oben.

„War das Geld gefunden? Hatte man den Dieb gefast?“

Sanders dachte unwillkürlich wieder an Marie Berger und an ihren vertrauten Mißtrauen. Waren sie die Diebe?

Verstört erstieg er die kleine zum Deck führende Treppe. Noch ehe er die oberste Stufe erreicht hatte, traf ein fürchterlicher Windstoß das Schiff und legte es fast auf die Seite. Aus einem dunklen Pünktchen am Himmel hatte sich blitzschnell ein ganzes Wollenmeer entwickelt. Der Sturm peitschte das Meer aus seiner tiefen Mittagsruhe auf. Nach wenigen Minuten fuhr die „Seeschwalbe“ mit aufgeregtem Segel und doch noch mit Windeseile durch die aufgeregte See, welche ihre Dringlichkeit über das Deck hinausdrückte.

„Setz zu unserer Selbstwehr-Bowle!“ ißollte ein Herr. Bestürzt blickte die Mehrzahl der Passagiere in den tobenden Kampf der Elemente. Im Sturm wollte das alte Jahr abfahren und wie würde dem gefährdeten Schiffe das neue nacheinander wüths die Küste heran, wie eine sich ausbreitende, Alles überflügelnde, schwarze Wetterwolke. Die Sonne hatte ihren Schein verloren. Die Wellen schälten immer tiefer, die Wellen gingen immer höher. Die Nacht eilte heute dem Abend voraus und schon um Sonnenuntergang lag dickeste Finsterniß über dem vom Sturm aufgezwungenen, unthätig schwankenden Schäumenden und zischenden Meere.

So nahe den Wellen mit der „Seeschwalbe“ die Neujahrtsnacht. Der kleine Zwischenfall von heute war vergeblich.

Es war etwa in der neunten Stunde, als plötzlich laute, gelinde Hüpfertöne über das Deck hinklangten.

Matrosen und Passagiere liefen gleichzeitg hinzu und fanden hier im Kampf zwei Männer am Boden sich winden. In des einen Faust bligte ein langes Messer, der andere hielt den so bedrohten Arm trampfhaft fest und suchte ihn von sich abzuhalten. Beide Gegner gaben keinen Laut von sich. Man sah es, es war ein Ringen auf Tod und Leben. Die so geschrien, wurde Marie Berger. Jetzt lag sie fernabem ohnmächtig in den Armen. Wer konnte diesem Rathsel eine Erklärung finden?

„Reißt sie auseinander! Vaternen! Hol!“ donnerte der Capitän.

Schnell waren beide Kämpfer aufeinander und vom Boden aufgerissen. Vaternen leuchteten ihnen in's Gesicht. Es waren Sanders und Fernau.

„Nur Sanders — Sie?“ rief er laut dem Capitän.

„Ja, Capitän,“ entgegnete der junge Engländer fest. „Verhaften Sie den Mann da! Er ist der Dieb, und er wäre Schlimmeres, wenn meine und Ihre Dawisenzukunft seine größere Schurkerei nicht meine Ermordung, nicht berechtigt hätte.“

Er läßt, schrie Fernau auf und suchte mit Gewalt sich frei zu machen, um sich nochmals auf Sanders zu werfen.

„Unter Tod mit ihm! Reißt ihn in

Eisen!“ befehl der Capitän. „Nur Sanders, berichten Sie weiter!“

Während der hart sich widerstrebende Verbrecher fortgeführt wurde und dann im Matrosenlogis verschwand, ergabte der junge Engländer mit fliegendem Athem:

„Mein Verdacht hatte sich gleich Anfangs auf diesen Menschen gelenkt und ungeahnter Weise auch auf das unglückliche, junge Mädchen hier, eine arme, elternde Witwe, welche viel mit diesem Vuben verkehrte, ohne etwas von seinen geheimen Absichten mit ihr zu ahnen, ohne ein leise warnendes Gefühl für seine Schlechtigkeit in ihrem kindlich-arglosen Herzen zu haben. Als ich nun, nach bereits erwachtem Verdacht, die beiden eben jetzt hier in heimlichen, erregten Gespräch wieder zusammen sah, schlich ich mich heran in der Erwartung, das Wahre über den Diebstahl von heute zu hören, und so war es auch.“

Jener Schurke hatte ihn bezangen, das gestand er jetzt dem erschrockenen Mädchen ganz offen, aber weniger um der Selbstberechtigung willen, als vielmehr in der Absicht, diese Unglückliche, wenn sie seinem Werden widerstrebe, zu seinem Willen zu zwingen. Er hat nämlich ohne ihr Wissen das gestohlene Geld in ihrer Kabine versteckt und drohte ihr mit Anzeige, wenn sie sich ihm nicht angelobte als seine Braut.“

Schreie der Entrüstung und Drohungen gegen den Glenden unterbrachen auf einen Augenblick den Erzähler.

„Sie hat, sie flehte, sie beschwor ihn,“ fuhr Sanders in tiefer Erbitterung fort, vergessend. Sie enthielt ihm und dem heimlichen Lauscher einen Theil ihrer Bergangeheit, wie sie, in Glauben und Reichtum aufgewachsen, plötzlich elternlos wurde, in Noth und Armut verfallen, wie sie auswanderte mit ihrem letzten Gelde, um daselbst nicht auf Schritt und Tritt Leuten zu begegnen, die sie einst in anderen Verhältnissen gelannt hatten. Sie konnte ihn, einen Verbrecher, niemals lieben, nur verachten und werbe, wenn er keine furchtbare Drohung, sie als Diebin hinguellen, wahr machte, in's Wasser springen, um der Schande und einer ihr entsetzlichen Verbindung zu entgehen. Das Schensal war nicht zu übergehen, nicht zu rühren, trotzdem sie vor ihm kniete.“

Nun, griff ich ein, mit welchem Ergebnisse, das haben Sie hier gesehen.“

Capitän,“ schloß Sanders seinen kurzen Bericht, „Sie sagten heute zu mir: „Wer weiß, wozu es gut war!“ als ich beklagte, hatt das langsame Segeln nicht ein Dampfschiff benutzt zu haben. Sie hatten Recht, und ich danke Gott, daß er mich dazu aufersehen hatte, die Unschuld in diesem Falle offenbar zu machen und ein Menschenleben vor dem Verderben zu bewahren.“

Ein Gemurmel des Beifalls lief durch die Reihen der staunenden Ohren. Marie Berger hatte sich noch ihrem Ohnmachtsanfall erholt und blickte nun ebenfalls voll Bewunderung auf den Sprecher.

„O, hätte ich Sie immer so gelannt,“ rief Sanders, „sagte sie, ich hätte wohl den Muth gefunden, Ihren Beistand zu erbitten gegen die mir aufzuzwungene, judringliche Freundschaft dieses unwürdigen Keulegenossen. Aber gerade vor Ihnen warnte er mich eindringlich, Ihr ganzes verangenehtes Leben, das er sicher gar nicht kannte, lebenslängliche Dank und zerbischen Sie es meinem Mangel an Welt- und Menschkenntniß, wenn ich Ihre ehrenvolle Annäherung und Ihre mir bewiesene liebevolle Theilnahme so falsch beurtheilte.“

Sanders führte die ihm dargereichte kleine Hand galant an seine Lippen, und in beiden Augen lag ein Blick, der für sie gläubigend war.

Der arme Beschloßene erhielt sein Geld wieder. Die Andern waren froh, daß der Verdacht von ihnen genommen war, und daß ein so gefährlicher Mensch nicht länger unter ihnen weilte.

Aus dem Selbstwehrball wurde zwar auch jetzt nichts — den tanzte die „Seeschwalbe“ mit den Wellen allein — aber Punsch und Pfannkuchen gab es genug in dieser Neujahrtsnacht auf dem Meere und zwar für Alle.

Aber Sanders und Marie Berger fanden während dessen endlich die beiderseitig wohl erwünschte Gelegenheit zu heimlicher Aussprache, und als von unten herauf nach guter, alter, deutscher Art das „Prosit Neujahr!“ erschalle, taufchte oben auf Deck ein glückliches, junges Paar den Verlobungskuß.

Unter den Straffenlehrern.

Berliner Skizze von Max Böckl.

Eine lähle erfrischende Nachtlust weht durch die Straßen Berlins. In der Stille liegen die Häuser; ihre Fenster glitzern im kalten Mondschein — todt, weitgehoffnete Augen eines erschrockenen Knechtsleides. Nur am Leipziger Platz strahlen oben noch die Lichter, do thnt noch Leben in die stille Nacht hinaus. Unten stehen die Kutschen und die Kutscher schlafen auf den Böden, bis die Stimme des Dieners zum Vorfahren anfordert. Beim Gesandten oben ist große Hete; er feiert das Fest der silbernen Hochzeit.

Da plötzlich wird es in der Straße lebendig; aber ein eigenbüliches Treiben ist's, das sich jetzt entwickelt. Im langsamem Tempo fahren die Rechenmaschinen, in schräger Staffelform,

hinter einander die Straße entlang, mächtige Staubwolken hinter sich aufwirbelnd. Kurz darauf ergreift sich eine jahrliche Kolonne grauer Männer aus einer Reihenfolge herein, den langgestreckten Besen über der Schulter, wie eine Pörsenabtheilung, bereit, dem Feinde zu Leibe zu gehen. Um den Vergleich vollständig zu machen, raffelt gleichsam als Tram oder Geheißig eine Zahl eiserner Karren hinter ihnen her. In der That, dieses wohlarmierte Heer hat es auch mit einem Feinde zu thun, der nicht zu unterschätzen ist und dessen Befestigung einem so großen Gemeinwesen wie in Berlin ein erdledliches Sämmchenloster — der Großstadtsump, dem rationell beizukommen sämtlichen Stadtbürgern immer noch ein ungelöstes Problem ist.

Emig und schweigend zumeist machen sich die Leute an ihre Arbeit. Es ist ein bunt zusammengewürfeltes Heer, der sich da in die wenig einladende Beschäftigung theilt. Alte Männer mit ergrautem Bart und verwitterten Zügen, jüngere, denen man es ansehrt, wie gedrückt sie sich in dieser ihnen neuen Stellung fühlen, dieser mit frohgewinnender Miene, jener mit apathischem Gesichtsausdruck. Dort steht ein junger schlanker Mann traumverloren an die Anschlagsliste geleitet, wer genau hinzusehen wolle, der würde eine große schwere Thraäne bemerken, die sich anstößt, über die bleiche eingefallene Wangen zu rinnen. Aber sie soll ihm nicht zum Verfall werden. Mit dem Rücken seiner linken Hand, — die rechte blüht sich auf den Stiel seines Besens — fährt er über das Antlitz, dessen seine weiche Linien bereits Rinde geben von einstigen Zeiten und herben Lebensläufen.

Er lehnt an der Säule und seine Gedanken schweifen in gar nicht zu ferne Zeit zurück. Er denkt daran, wie er noch in Dresden im Hause seines Vaters weilte, der sich vergeltliche Mühe gab, ihn zu einem geregelten, arbeitssamen Leben zu erziehen. Aber anstatt im Comptoir seines Vaters zu sitzen, zog er es vor, in leichtlebiger Gesellschaft und in zweideutigen Totalen Geld mit vollen Händen zu verzuengen. Und als er dann in seinen Mitteln knapp gehalten wurde, da war er leichtfüßig genug, den ehrlichen Namen seines Vaters zu betrügerischen Handlungen zu mißbrauchen.

Lange konnte dieses Treiben nicht verborgen bleiben; aber er besah nicht so viel moralische Kraft, seinen Eltern die Schuld zu bekennen und sich zu einem heilsamen Entschluß aufzuraffen. Immer weiter, halbloser denn je, trieb er auf der abschüssigen Bahn dahin, und als er sah, daß seine Rolle ausgepielt war, beschwand er eines Tages mit einer bedenkenden Baarsumme, die er seinem Vater entwendet hatte, aus Dresden, um das Geld in derselben Weise wie bisher zu verjubeln.

Als jedoch die Mittel angingen auf die Reize zu geben, packte ihn die Angst um die fernere Existenz und er schrieb an den betragenen Vater. Kurz genug war der Bescheid, der umgehend eintraf. „Keine Gemeinschaft mehr!“ lauteten die Zeilen. „Verlass den Boden aneres Erdbteils! Schaff Dir mit eigener Hand das Glüd, dessen Du Dich unwürdig gezeigt hast. Nicht eher tritt wieder vor meine Augen, bis Du bewiesest, daß Du arbeiten gelernt hast.“

Wenige Tage später befand er sich auf der Reise nach America, der letzten Hoffnung aller schiffbrüchigen Existenzen, aber das Glüd, das er suchte, wollte sich nicht finden. Er wurde Zeitungsvendler, Hotelbdiener, Kutscher, Kellner, Gepäckträger — Alles eine kurze Zeit, weil er sich in keine Lage zu schiden verstand. Entweder lief er von selber davon, oder man jagte ihn weg.

Nachdem er sich noch einige Wochen als Bettler in den äußeren Stadttheilen New York's umgetrieben hatte, fand er schließlich aus Gnade und Barmherzigkeit als Kohlenknecht auf einem Occandampfer Unterkunft, der ihn mit nach Bremen nahm. Die paar Groschen, die er sich unterwegs zusammengepart hatte, reichten gerade noch zur Fahrt nach Berlin. Als ein Gelegeneter, aber auch als Geläuteter betrat er das Pflaster der Kaiserstadt. Ihn befehlte der feste Entschluß, zu arbeiten und so die Achtung, die er bei seinem Vater verlernt hatte, wieder zu gewinnen. Anfanglich glückte es ihm; er fand eine Stelle als — Laufburche in einer Lampenfabrik; aber der schlechte Geschäftsengang nöthigte seinen Arbeitgeber, einen Theil seiner Leute zu entlassen, und der Schweregrüfte gehörte zu ihnen. Wieder fand er ohne Verdienst da; doch er war nicht gefunden, lange zu jagern, frisch griff er zu und nahm, was sich ihm bot, und so kam er bei der Straffenreinigung unter.

Sinnend steht der junge Mann an der Säule; er scheint die traurige Augenwelt um sich her dergessen zu haben. Ob er an seinen Vater nach Dresden schreiben soll? Er hat noch immer nicht den Muth; seine schon löliche That dünnt ihm größer, denn daß sie ihm vergeben werden könnte, wenigstens jetzt noch nicht. Die Worte: „Schaff Dir mit eigener Kraft das Glüd, dessen Du Dich hier unwürdig gezeigt hast!“ haben sich unzerbrechlich in seine Seele geprägt; zudem lennt er den unheimlichen Sinn des Vaters. Also immer weiter, so lange es geht! Möglich, daß ihm das Glüd noch einmal lächelt. Dann

erst... o, wann wird das „einmal“ sein? —

Oden am Leipziger Plage ist es lebendig geworden. Rufe erklingen, Kuffenschläge werden zugetrieben, Pferdgetrappel, Räderrollen, die Lichter verlöschen — das Fest bei dem Gesandten ist zu Ende. — Von der Dreifaltigkeitstraße her dröhnen drei dumpfe Schläge in die Nacht hinaus. Verschiedene Gefährte jagen an dem träumenden Straffenlehrer vorüber, den seine Genossen, da er regungslos im Schatten der Säule steht, vergehen zu haben scheinen; denn sie sind schon eine Strecke von ihm entfernt. Müde schneift sein Blick die Straße aufwärts.

Drüben vor der Porzellanmanufaktur scheint und bäumt ein widerspenstiges Kutschpferd. Vergesslich lacht der Kutscher im Beltzagen das Thier zu beruhigen. Da, ein gewaltiger Saß, und in rasendem Galopp jagt das Pferd die Leipziger Straße hinab. Bald links, bald rechts herüber fliegt das leichte Gefährte und läuft Gefahr, an dem ersten besten Hinderniß zerfellt zu werden.

Ohne rechte Aufmerksamkeit sieht der Träumende die Equipage heranbrausen, aber da ist's, als gedöme ein plößlicher Impuls die Herrschaft über ihn. Mit einem müthigen Sprung fällt er dem Thier in die Jagel und reißt es seitwärts. Dabei kommt er zu Fall und wird einige Schritte vorwärts geschleift; aber er läßt die Jagel nicht aus der Hand. Schnaubend, zitternd steht das Pferd. Der Straffenlehrer erhebt sich und schüttelt sich — Gottlob! er ist unerlegt. Ein weißhaariger Mann springt aus dem Wagen und streckt dem jungen Mann beide Hände entgegen.

„Dank, dank, junger Mann,“ sagt er atemlos. „Wir wären ohne Sie verloren gewesen! — Aber —“ jetzt er erschrocken hina, da er seinen Ketter bloß werden sieht. — Sie haben sich doch nicht wehe gelhan?“

Einen Augenblick ängstliche Stille, indeß der Alte fühlt, wie die Hand, die er in der Rechten hält, festig tritt.

„Vater, Vater!“ klingt es da aus dem Munde des Jungen und Thränen rollen über das bleiche Gesicht. „Ich bin es ja, Franz! Darf ich denn nicht wieder dein Sohn sein?“

Wie erscharrt steht der alte Herr da. Die Hände hat er zurückgezogen. Dann aber reißt er sie ihm auf's neue.

„Mein Ketter ist mein Freund,“ spricht er leise, und seine Blicke musterten den jungen Mann von oben bis unten. „Und da ich sehe, daß Du arbeiten gelernt hast — auch mein Sohn! Gott segne die Stunde, da ich Dich fand! Gott segne das Hochzeitsfest meines Freundes da oben am Leipziger Plage, denn ohne dieses wäre ich schwerlich nach Berlin gekommen. Das Vaterthum steht Dir offen, Franz. Es scheint, daß Du ein Besserer geworden bist.“

„Mein lieber, lieber Vater! Nun bin ich auch wieder ganz glücklich,“ jubelte der Sohn am Halse des Alten.

Die gealterte Rothhaut.

Nichts jetzt einen Indianer so sehr in Erstaunen, berichtete unlängst ein amerikanischer Offizier, als der Vorstellung eines reisenden Tischspielers beizuwohnen, von denen so manche ihren Weg in den dümmsten Nordwesten des Landes finden, wo sie immer sicher sind, eine reiche Ernte einzuhäumen. Der Zauberkünstler „Professor“ McAllister befuchte einmal ein Lager von River Gross am Yellowstone, und nachdem er verschiedene Päckchen Karten und andere kleine Gegenstände aus dem Thren, Käfen, Kleidern und dem Rachen seiner Zuschauer herbeigeholt hatte, wurde er von den erlauchten Indianern zu einem großen Feste mit Hundebretten und ähnlichen Herrlichkeiten eingeladen. Der Hauptling Two Belly war von den großen, medizinischen Kräften des Professors so eingenommen, daß er ihn nach seinem Willkür mitnahm, zu seiner Tochter Miß Weicka-Necha (das heißt Wildblase) führte, und ihm diese für den niedrigen Preis von zwei Bonies zur Frau anbot. Das Fest und die Tochter wurden höflich abgelehnt, doch als McAllister das Fest verließ, bemerkte er einen dünnen, gelben Köder. Da fragte er den Hauptling Two Belly, wie viel er für den Hund haben wollte; gleichzeitig streifte er das Thier über den Rücken und brachte wiederholt am Schwanzende eine Hand voll Gold hervor. „Das ist ja ein recht wertvoller Hund,“ bemerkte McAllister dazu, als er aus dem Auge und aus der Nase des Köders wieder ein Goldstück hervorzoß. „Ich gebe zwei Bonies für ihn, Hauptling!“ Mit telerröthigen Augen fanden die Indianer Kumm vor Erstaunen umher und schälkelten vernennend die Köder. McAllisters Wegzange schleppen sie das arme Thier nach dem Flusse hinunter, und schligen es auf. Die Gans hatte aber nicht die erwarteten goldenen Eier, und so tröteten die Köderhüner langsam und verblüßt, doch so feierlich ernst wie möglich, nach ihrem Lager zurück.

Bewerber: „Sie sagen, Ihre Tochter ist noch viel zu dumm zum Heirathen?“

Brautvater: „Gewiß, das können Sie ja schon daran erkennen, daß sie Sie heirathen will.“